



Ästhetik

& Kommunikation

Heft 139 ■ 38. Jahrgang ■ Winter 2007/2008 ■ 11 €

**Konsumenten-
demokratie**
.....
Wenn und Aber.

Das Private ist politisch

Wolfgang Sofsky: Verteidigung des Privaten, München 2007, C. H. Beck, 158 Seiten, 14,90 EUR.

Mehr Freiheit wollte die Kanzlerin wagen und dennoch ist die Streitschrift, in der Wolfgang Sofsky den Niedergang der Privatheit und der bürgerlichen Freiheit kritisiert, ein notwendiges Buch. Laut und vernehmbar erschallt allerorten eine bequeme Kritik am »Neoliberalismus«. Das Getöse ist so laut geworden, dass man vergessen hat, die schleichenden und akkumulativen Einschränkungen der Freiheit zu registrieren, d. h. das Ende des Privaten im Zeitalter der Individualisierung, den Verlust der bürgerlichen Freiheit im Wohlfahrtsstaat, den Niedergang der geistigen Mündigkeit durch Kulturrelativismus und falsch verstandene Toleranz. Die Freiheit hat nach Sofsky nicht nur weitgehend ihre politischen Fürsprecher verloren, auch die Bürger selbst wissen nichts mehr mit ihr anzufangen und geben sich der angenehmen Bequemlichkeit hin, regiert und versorgt zu werden.

Privatheit ist für den Autor unhintergebar mit dem Begriff der Freiheit verbunden. Das Private schafft ein Refugium, in dem der Mensch vor dem kontrollierenden Blick der Anderen und der sozialen Institutionen sicher ist. Sie ist daher unabdingbar für ein gesellschaftliches Leben, dass nicht nur in sozialer Angst gründet, sondern die Entfaltung des Gewissens und der autonomen Individualität ermöglicht: »Privatheit, welche den Namen verdient, umfasst die Freiheit des Glaubens und der Gedanken,

die Freiheit vor unerbetener Berührung und Belästigung, vor den Zwängen der Gemeinschaft, der Gesellschaft und des Staates.«

Sofsky macht darauf aufmerksam, dass Freiheit und Privatheit Werte sind, die die Menschen um ihrer selbst willen schätzen. Sie sind »kein Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck.« Freiheit ist daher kein Luxus, der sich vor ökonomischem oder pädagogischem Kalkül beugen muss. Der Privatier ist vielmehr zu nichts verpflichtet. Allen Menschheitsverbesserern und Sozialregulierern schreibt Sofsky ins Stammbuch, was eigentlich selbstverständlich sein sollte, aber schon lange nicht mehr ist: »Niemand ist dazu verurteilt, seinen Begabungen zu folgen, sich selbst zu verwirklichen oder gar ein besserer Mensch zu werden. Es ist ganz und gar unzulässig, die Privatsphäre einzuschränken, nur weil Menschen sich weigern, vermeintlich höheren Werten nachzustreben.«

Es liegt auf der Hand, dass Privatheit unter den Regimes von Optimierungsökonomie, Evaluationsfetischismus, pädagogischem Gutmenschentum, regulierender Gesellschaftspolitik und kontrollierendem Sicherheitsstaat einen schweren Stand hat. Sie erscheint in jeder Hinsicht verdächtig: der Verschwendung von Ressourcen, der Abweichung von normativen Vorgaben, der politischen Indifferenz usw. Von allen Seiten wird die Privatsphäre daher attackiert, werden Strategien eronnen, die Freiheit des Einzelnen zu annullieren. Sofsky macht daher in wünschenswerter Deutlichkeit auf die verschiedenen Momente des »sanften Totalitarismus« aufmerksam.

Schon der zunehmende Verfall klassischer Höflichkeitsformen verletzt die Territorien der Person. Das schmatzende, lärmende Sich-Aufdrängen fremder Leiber ist ebenso ein Aspekt dieses Verfalls wie die respektlose Anrede, die Verachtung der Manieren oder das indifferente Vollquasseln, das aus einer umsichgreifenden Talkshowmentalität resultiert. Denn »Höflichkeit und Etikette halten die Menschen auf Abstand, nicht durch Tugend und Moral, sondern durch das Gebot der Form.«

Besonders bedrohlich für die Privatheit ist allerdings der mangelnde Respekt des Staates und der politischen Öffentlichkeit vor der Freiheit der Person. Unter der Ägide »von Fürsorge und Vorsorge werden Freiräume immer weiter eingeengt.« Das Private erscheint der Macht schon deshalb verdächtig, weil hier der Einzelne entscheidet und nicht die Exekutivgewalt. Aus der Perspektive von Gesundheits- und Biopolitik etwa erscheint die private Nutzung des Leibes gefährlich. Der nicht-öffentliche Leib ist frei, sich gegebenenfalls selbst zu vergiften oder zu verletzen. Öffentliche Gesundheit will für diese Kosten der Privatheit nicht länger aufkommen. Politik und Gesellschaft scheuen sich daher nicht einmal mehr, massiv die Regulierung des Verhaltens in nicht-öffentlichen Räumen anzustreben.

Nicht zuletzt gefährdet die Ausdehnung der Überwachung im Rahmen des Sicherheitsstaates und des globalen Sicherheitsdispositivs die Privatsphäre. Im Zuge der Entwicklung neuer Informations- und Kontrolltechnologien zeichnet sich der

»gläserne Untertan« ab, der nicht nur umfassend durchleuchtet, sondern auch in seinem sozialen Netzwerk erfasst wird. »Spione und Fahnder agieren wie Voyeure mit Dienstaussweis. Ihre Neugier ist nicht zu befriedigen. Denn der Verdacht des Staates gegen seine Bürger ist nie und nimmer auszuräumen. Jeder kann auf eine Untat sinnen, jeder kann der Obrigkeit die geforderte Botmäßigkeit versagen.« Dass auch die Privatwirtschaft fleißig Informationen über den Einzelnen und seine Konsumgewohnheiten zusammenträgt, rundet nach Sofsky die allseitige Umstellung des Individuums mit den interessierten Blicken der Gesellschaft nur noch ab. Am Ende brauche die »Obrigkeit viele Daten gar nicht mehr selbst zu erheben. Sie kann auf alles zurückgreifen, was private Einrichtungen bereits gesammelt haben.«

Im Unterschied zu den häufig bloß haushaltsökonomisch motivierten Übergriffen des Fürsorgeregimes oder der Ausspähmentalität der Privatwirtschaft hält Sofsky allerdings die sicherheitspolitischen Aufgaben des Staates für grundsätzlich legitim, denn das »Recht auf Privatheit findet seine Grenze, wo die Freiheit des Individuums bedroht ist, die Freiheit vor Verletzung, Entwürdigung, Nötigung.« Aufgabe des Staates ist die Sicherung der Freiheit seiner Bürger. Er eröffnet damit überhaupt erst den Rahmen, in dem jeder nach eigener Façon sein Leben gestalten kann. Umgekehrt erfüllt auch Privatheit damit eine politische Funktion, obwohl sie die Grenze des Politischen markiert: Sie »bewahrt die Staatsmacht vor der Versuchung, sich immer weiter auszudehnen.«

So gesehen wäre die Ausdehnung der Kontrolle bis hin zur verborgenen Überwachung einzelner Festplatten im Angesicht akuter terroristischer Bedrohung der bürgerlichen Freiheit möglicherweise nicht der Rede wert, könnte denn der Privatier dem Staat vertrauen. Aber kann er das noch? Geht es nur um die Sicherung der Freiheit oder nicht vielmehr schon längst um eine umfassende Regulierung, die die Räume des Privaten durch die politischen Einmischungen im Namen »des Sozialen« zunehmend einschränkt? Die Frage, die der Bürger sich inzwischen vorlegen muss, lautet: Gehören Rauchverbot, Prohibitionismus, Hartz IV-Kontrolle und staatliche Trojaner zusammen oder nicht? Kann man dem Staat noch einen grundsätzlichen Respekt vor der Privatheit zutrauen oder nicht?

Man muss sich nur die erwartbaren Folgen der zunehmenden Einschränkung des Privaten vor Augen führen, um die Gefahr zu verstehen, die die Entprivatisierung für die offene und pluralistische Gesellschaft darstellt. Sofsky hebt als Effekte unter anderem hervor: Sanfter Totalitarismus, Entmündigung, Demotivation, Ausweichen in die Schattenwirtschaft, Verlust der kritischen Urteilskraft.

Diese Gefahren sind keine Zukunftsmusik. Auflösungstendenzen der Urteilskraft sieht Sofsky zum Beispiel in falsch verstandener religiöser Toleranz. Leichtfertig wird die Meinungsfreiheit preisgegeben, um die »Verletzung religiöser Gefühle« zu vermeiden. Aber, so Sofsky in Anspielung auf den sogenannten Karikaturenstreit: »Verstocktheit und Unbelehrbarkeit recht-

fertigen kein Redeverbot.« Selbstzensur tritt ein, wenn keine Karikaturen des Propheten mehr veröffentlicht werden dürfen, Turbane aus der Kunst verbannt werden sollen – wie immer man ästhetisch oder außenpolitisch diesbezügliche Darstellungen oder Artefakte auch beurteilen mag. Zurecht schreibt Sofsky, dass der Groll von Mitläufern und »Halbgläubigen«, die aus nichtigem Anlass in scheinbar heiligen Zorn entflammen, Flaggen oder Puppen von Politikern verbrennen und damit ihre mörderische Absicht und den Willen zum Pogrom dokumentieren, »kein Leitfaden für Selbstzensur« sein darf. »Grobheiten, Sarkasmen, Verdrehungen, Verleumdungen gehören ebenso zum Meinungsstreit wie Bosheiten, Eiferertum und Unduldsamkeit. Sie können nur in dem Maße bekämpft werden, wie das Wort frei ist, wie man Taktlosigkeiten widersprechen kann.«

Jenen, die um des lieben Friedens willen bereit sind, in Fragen der Meinungsfreiheit klein bei zu geben, diktiert Sofsky den Merksatz: »Eine Freiheit, die nicht missbraucht werden kann, ist keine. Freiheit schließt nicht die Pflicht ein, stets das Richtige zu denken und stets das Gute zu tun.«

Gefahr für die Gedankenfreiheit sieht der Autor auch in den politischen Versuchen, ein »normiertes Gedächtnis« zu erzeugen. »Wenig erwünscht sind solchen Gedächtnisbildern alle privaten Erinnerungen an die Untaten der Gegenseite, an die Opfer in der eigenen Familie, an die Vertreibung aus der Heimat, die Zerstörung der Städte.« Diese Erinnerungen brauchen ihren

Platz – mindestens im Privaten. Aber auch aus der Öffentlichkeit werden sie sich nicht verbannen lassen, denn »Erinnerungen lassen sich auf Dauer weder mit Moral noch mit Missachtung tilgen. Sie kehren zurück, als Resentiment, als Symptom oder – im besten Falle – als akzeptierter Teil eines vollständigen historischen Gedächtnisses.«

Sofskys Liste der Gefährdungen der Freiheit ist lang, aber nicht einmal vollständig. Zu diskutieren wären zum Beispiel die politischen Implikationen der derzeitigen philosophischen und neurowissenschaftlichen Angriffe auf die Willensfreiheit. Auch das popularisierte soziologisch-pädagogische Wissen, das Individualität reflexhaft als »soziales Konstrukt« ausweist, wäre unter dieser Problemstellung einer vertiefenden Diskussion würdig gewesen.

Sofsky geht dagegen von einem Vorrang des Privaten aus. Der Mensch, schreibt er, »kann sich nur mit fremden Augen betrachten, weil er sich zuerst mit eigenen Augen betrachtet. Das Selbst geht dem Sozialen voraus.« Allerdings erscheint diese Formel nicht sonderlich plausibel, da das Verhältnis zum Selbst erst in der Sozialisation erlernt wird.

Nicht allein Sicherheitspolitik gefährdet also die Freiheit. Vielmehr wird sie zuallererst von Diskursen sozialer Optimierung umstellt und dann nach und nach zur Strecke gebracht. Das Private gehört daher wieder auf die politische Agenda – allerdings nicht in dem alten Sinne, wonach das Private im Politischen »aufzuheben« sei. Das Private als Grenze des Politischen wird neu erfunden werden müssen. Es ist eine Seite, den Verfall der guten

Sitten und das Ende der bürgerlichen Privatsphäre zu beschreiben und zu bedauern. Eine Moral der reinen Lehre, die zu einer »verlorenen« Privatheit zurück möchte, würde sich in Anbetracht struktureller Verschiebungen der Gesellschaft, die sich unter anderem in der Auflösung traditioneller soziokultureller Milieus, in Individualisierung und in Globalisierung ausdrücken, schnell als schlechter Ratgeber erweisen. Sofskys Buch wird man daher am besten als nachdrückliche Aufforderung lesen, neu zu bestimmen, was Privatheit in der Medien- und Sicherheitsgesellschaft heißen kann. Vor welchen Grenzen sollen das Politische und die Öffentlichkeit halt machen? Denn dies macht Sofsky deutlich: Ohne Privatheit und individuelle Freiheit können Demokratien im 21. Jahrhundert nicht bestehen.

Dierk Spreen

Berliner Pralinés

Arno Widmann – Martina Kilinska: Berliner Feuilleton, edition fotoTAPETA, Berlin/Warschau 2007, 191 S., 19,50 EUR

Das Buch ist eine Art Pralinenschachtel. In den Jahren, die Arno Widmann nicht bei der taz und nicht bei der ZEIT, sondern bei der Berliner Zeitung war, hatte er ein eigenes Format kreiert, eine halbe Zeitungsseite, einmal im Monat, mit einer Folge neuester Erlebnisse und Einsichten eines atypischen Stadtbummlers. Bestechend waren die Unvorhersehbarkeit des jeweiligen Objekts und die Art des Blicks: Überwachtheit eines Verschlös-

senen. Jetzt hat Andreas Rosteck, ehemaliger taz-Kollege, aus diesen Stücken eine Auswahl gemacht. Es ist ganz egal, ob man das einzelne Stück schon einmal in der Berliner Zeitung gelesen hat, es ist wieder ganz neu und von heute, auch dann, wenn man heute liest, wird man es übermorgen mit Genuß noch einmal lesen. Wie das mit Pralinés so ist.

Berliner Feuilleton? Ja, wenn man den Vergleich mit Krakauer will. Wird doch das Stadtmilieu auch hier gleich von zwei Seiten angebohrt, aus den uralten Gewissheiten der Provinz und der überlegenen Einsicht des Globalwohners. Von Eintönigkeit keine Spur, vielmehr ein gekonnter Wechsel von Tatort und Anlaß, von Komik und Melancholie. Jedes einzelne Stück fein ziseliert und mit kältester Professionalität auf Pointe gearbeitet, immer bedacht, die übersehene Seite einer Sache hervorzuzaubern, das Zwecklose im Modernsten, das Treuherzige im Überholten. Mitlaufend eine Art Cantus Firmus, in dem viel Katholisches steckt, genauer, ein gegenseitiges Sich-matt-setzen von Kirche und Kritischer Theorie, von hemmungsloser Buchverehrung und neidischem Blick auf jede schöne Frau. Und die fortlaufende Abarbeitung an '68.

Es handelt sich zugleich um das erste Buch eines neuen Verlags, der sich vorgenommen hat, Bücher zu machen, in denen Text und Fotografie eine nicht illustrative, vielmehr gleichberechtigte Beziehung zueinander aufnehmen. Text und Foto wissen nichts voneinander, lernen sich vielmehr erst im Beisein des Lesers kennen – an ihm liegt es,